



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers

Lietz, Hermann

Veckenstedt am Harz, 1922

Jutta von Petersenn

urn:nbn:de:hbz:466:1-31086

Jutta von Peterfenn.

18 Bl. u. Lebenserinnerungen.



Manchem wird's wohl so ergehen wie mir: Wenn man nicht dann und wann etwas wagen darf, kommt einem das Leben, ehrlich gesagt, schrecklich langweilig und philisterhaft vor. Schwieriges und Gefahrvolles, ja unmöglich Scheinendes hatte für mich immer einen gewissen Reiz. Wenn mir jemand warnend sagte „das geht nicht“, so war dies jedenfalls das beste Mittel, mich zum Versuch anzutreiben. So hatte ich es als Junge bei Fahrten übers Eis oder beim Reiten, als Mann mit der Gründung der drei Heime gemacht. So fängt auch beim Turnen das eigentliche Vergnügen erst mit dem Beginn der Gefahr an. Meine Lieblingsübungen waren darum gewagte Sprünge, wie die übers hoch- und quergestellte Pferd vom weit entfernten Sprungbrett aus.

Nach einem solchen Sprung empfand ich einmal im Herbst 1910 heftige Schmerzen am Rückgrat. Zunächst beachtete ich sie nicht, turnte, arbeitete weiter, fuhr und ritt über Land, wanderte Ostern darauf über die Alpen an die Ufer des herrlichen Lago Maggiore. Auf der Rückkehr in Airolo angelangt, kam mich und zwei meiner Begleiter die Lust an, über den St. Gotthard zu wandern. Allgemein sagte man „das geht nicht“. Denn alles war tief verschneit, wir selbst

mit unseren Sandalen in keiner Weise für eine Schneebergtour ausgerüstet. Aber getrost machten wir uns ohne Führer auf, obwohl uns etwa 10 Kameraden im Stich ließen, und trafen dann nach glücklich überstandener Abenteuer unsere Genossen wieder bei Göschenen. Die hatten den sicheren Weg durch den Berg mit der Bahn vorgezogen und ebenso wie die Bewohner der Gegend uns schon halb aufgegeben.

Einige Wochen später spielte ich am 28. April auf unserer Ilfenburger Wiese fröhlich mit den Kleinen. Da stellten sich die Schmerzen am Rücken wieder, und doppelt stark ein. Ich mußte endlich aufhören und konnte nur noch liegend arbeiten, unterrichten, Kapelle abhalten. Wie wehmütig stimmte mich das von Uli Litz in meinem kleinen Zimmer gesungene Lied „Wenn ich ein Vöglein wär!“ Ärzte machten allerlei vergebliche Heilversuche und schickten mich schließlich zur Kur nach Wiesbaden. Denn heftigste Ischiasschmerzen quälten mich vor allem. Da mußte ich dann die üblichen heißen Bäder nehmen, die ja für den Augenblick den Schmerz linderten, mußte mir aber auch das Massieren meines verletzten Rückens gefallen lassen, wo bei ich am liebsten jedesmal zornig aufgefahren wäre. Totelend fühlte ich mich, fern von den Heimen, qualvoll leidend.

Wohl war jemand zu mir nach Wiesbaden geeilt, mit dem ich seit Monaten aufs innigste befreundet war. Der auch im Frühling mit mir über den St. Gotthard geklettert, und vorher mit mir durch die Heime gefahren und gewandert war, sich an allem mit mir gefreut hatte. Einige Monate zuvor hatten wir am See das Grab der Frau geschmückt, die mir eine liebe Freundin, dem Begleiter die treue Mutter gewesen war. Seit seinen Kindertagen hatte ich diesen Gefährten gekannt.

Nun war dieser gute Kamerad zu mir in meiner Not nach Wiesbaden gekommen. Er mußte sich wohl zwingen zum Lächeln, als er mich am Bahnhof bleich und gebrechlich mit Hilfe des Stockes daher kommen sah. Oft fuhren wir zusammen im Wagen in die schönen Frühlingswälder des Taunus hinein. Für „zwei von der Heilsarmee oder so etwas ähnliches“ hielt uns eine mecklenburgische Gutsbesitzerin. Wir hatten der wohlgenährten, erhisten, mühsam bergaufgehenden Dame unseren Wagen mitangeboten. Gern wollte mein Kamerad mich in meiner Krankheit pflegen. Aber das erlaubte die ehrbare Wiesbadener „Sitte“ nicht. Denn diesmal kam jener ja nicht aus dem L. E. S. für Jungen, sondern aus dem Seeheim der Mädchen — es war Jutta von Petersenn. Was blieb uns also übrig, wenn wir nicht bloß im Wagen zusammen fahren oder in der „Gesellschaft“ einander treffen wollten? Wir verabredeten eine bestimmte Stunde, in der wir uns mit einigen lieben Freunden beim Standesamt und dann mit dem Pfarrer in der „Villa Silvana“ treffen wollten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich beide Stunden verschief und zu beiden Veranstaltungen erst geweckt und geholt werden mußte, zur ersten aus dem Hotel, zur zweiten aus dem Gartenhäuschen, auf dessen Steinboden ich mich ausgestreckt hatte und eingeschlafen war, ohne daß ein Mensch wußte, wo ich sei. Wenn man bedenkt, daß ich viele Nächte zuvor vor Schmerz nicht hatte schlafen können, wird man mir hoffentlich verzeihen.

Damals tat der Arzt den tieffinnigen Ausspruch: „Wenn Sie das schöne Wiesbaden verlassen haben werden, wird es mit allen Schmerzen vorbei sein.“ Erinnerste der nicht bedenklich an die Weisheit des alten Delphi? Zunächst aller-

dings wuchsen die Beschwerden in gleichem Verhältnis zur Zahl der im Auto auf der Fahrt von Wiesbaden in die Heime zurückgelegten Kilometer. Auf dieser unserer „Hochzeitshochzeit“ kamen wir auch durch Frankfurt a. Main. Da besuchten wir einen kranken Hsenburger Schüler, dessen Mutter riet mir dringend einen dortigen Nervenarzt, Dr. Kalbala, zu befragen. Der stellte eine Rückgratsverletzung fest und verwies mich, da ich nicht dort bleiben konnte, an Professor Oppenheim in Berlin. Wir fuhren weiter, ordneten alle Angelegenheiten in den drei Heimen, in denen nur wenige von unserer Heirat etwas ahnten. Unvergeßlich wird mir unsere Ankunft am Sonnabend Abend vor Pfingsten im L. E. S. Hsenburg sein. Ein Teil der Jungen kam gerade, in Badelaken gehüllt, vom Wasserfall, ein anderer war schon zu Bett gegangen. Als unser Auto vorfuhr, kamen die Kleinen in den Hemdchen oder Laken von allen Seiten jubelnd herbeigelaufen, kletterten am Auto empor und sprangen in es hinein. Auf den Stufen vor dem Haupthaus standen die Gäste und schauten lächelnd drein. Am nächsten Morgen, Pfingstsonntag war es, wurde „Armin und Thusnelde“ auf unserer Kapellenwiese von den Jungen aufgeführt. Ich brachte es noch fertig, dahin zu reiten, aber lange zuschauen konnte ich nicht mehr. Am nächsten Tage reisten wir mit etwa 20 Jungen in Richtung Berlin weiter. Eine Schülerwanderung nach Rügen dachte ich auszuführen. Aber in Halberstadt mußte ich schon beim Umsteigen von einem Zuge zum andern getragen werden. In Berlin steckte mich Prof. Oppenheim sofort in ein Krankenhaus. Am nächsten Tag wurde durch X-Strahlen festgestellt, daß ein Rückenwirbel um etwa $\frac{1}{2}$ cm verschoben sei. Tags darauf ging's an die Operation. Man schnitt mir den Rücken auf 16 cm Länge und 6 cm

Tiefe auf, löste Verwachsungen, meißelte am Rückgrat herum und brachte alles hübsch in Reih und Glied. Mehrere Stunden währte das und wäre fast zu spät geschehen. Aber als ich aus der Narkose erwachte, waren alle die unerträglichen Schmerzen verschwunden und nach 3 Wochen alles verheilt. So reiste ich schleunigst wieder in die Heime. Hatte der Wiesbadener Arzt nun nicht doch noch im andern Sinne recht behalten, als man zuerst befürchten mußte? Jedenfalls hatte ich endlich auch einmal am eigenen Leibe gründlich die medizinische Wissenschaft und Kunst kennen gelernt, war den Ärzten von Herzen dankbar, und zufrieden, mich ihrer Behandlung anvertraut zu haben, ohne erst die vielen Ratschläge zu berücksichtigen, die mir gegeben worden waren. Einmal wurde mir sogar empfohlen, bei den Gesundbetern Rettung zu suchen.

Was soll ich noch weiter erzählen? Daß ich doppelt froh die lieb gewordene Arbeit wieder aufnahm! Als ich am Meininger Bahnhof unser Auto mit Kränzen geschmückt erblickte, nahm ich diese allerdings schleunigst ab und packte sie in den Wagenkasten. Derartiges war mir immer unangenehm. Ähnliches hatte ich 13 Jahre zuvor an meinem zweiten Geburtstag im L. E. S. Ilfenburg getan. Während man vor den Fenstern meines Schlafzimmers schöne Choräle sang, war ich durch die Seitentüre hinaus- und unter den Wasserfall gesprungen.

Waren das nicht seltsame Umstände, unter denen ich nach zuweilen stürmischer Fahrt vom Junggesellentum befreit wurde, für viele jedenfalls sehr überraschend, für mich selbst auch ein wenig. — So flink hatte ich mir's zuvor doch nicht gedacht. Hatte ich mir doch bald ein halbes Jahrhundert lang dazu Zeit gelassen.

In früheren Jahren hatte ich nicht selten bemerkt, wie bei manchem Studiengenossen viel idealistischer Schwung, Wagemut und Opferbereitwilligkeit nach und nach schwanden, wenn sie sich verheiratet und häuslich eingerichtet hatten. Von früheren Reformgedanken und -plänen war bald nichts mehr zu bemerken und behagliche Philisterhaftigkeit hielt nicht selten an deren Stelle ihren Einzug. Ein solcher Anblick konnte mich nicht gerade für die Ehe begeistern. Mein ganzes Fühlen, Wollen und Können, jede Faser meiner Kraft war seit meinen Hochschuljahren der Vorbereitung und Ausführung von Volkserziehungsplänen gewidmet gewesen. Der Aufbau und die Verteidigung meines Werkes, das Zusammenleben und -Arbeiten mit meinen Schülern hatten mich ganz und gar in Anspruch genommen. Innige Freundschaft hatte mich mit kleinen wie größeren Jungen verbunden. Meinen bisherigen Idealen, Lebenszielen und -Gewohnheiten wollte und durfte ich auf keinen Fall untreu werden.

Doch die Erfahrung hat mir gezeigt, daß Ehe keineswegs „der Abstieg ins Philistertum“ zu sein braucht. Daß man auch in ihr sich selbst und seiner Sache, der Ideenwelt treu bleiben kann. Unter einer Voraussetzung allerdings: daß man eine Seele von gleichem Schwung, gleicher Begeisterungsfähigkeit und Hingebungskraft an ideelle Werte gefunden hat.

Im Zusammenleben mit einer geliebten Frau offenbart sich dem Manne eine neue wunderbare Lebenswelt, der ihn ergänzende Teil der Menschheit. So verschieden sie in vielem von seiner eigenen Welt ist, so gleichwertig oder um so viel wertvoller ist sie auf dem ihr eigenen Gebiete. Was Hingabe für einen anderen, leben für ihn heißt, kann man erst so voll erfahren. Beim Knaben oder Jüngling als unseren Freunden dürfen wir's nicht einmal wollen und dulden, daß er nur uns gehören, uns leben will: Sich selbst und damit einer

wertvollen Sache, einem Ideal soll und muß er zu eigen sein und bleiben. Ihm dabei, soweit es für einen zweiten möglich ist, zu helfen, ist höchste Aufgabe des Erziehers, ist Zweck und Sinn seiner ganzen Arbeit. Freundschaft des Mannes zum Knaben oder Jüngling ist darum etwas sehr Verschiedenes von der zur echten Freundin, zur Gattin. Bei jener soll und muß auch bei aller Herzlichkeit und Innigkeit jeder Teil völlig frei bleiben. Bei dieser wird erfahren — und kann das ohne Staunen, Rührung und Beseligung geschehen? — daß es ein Wesen gibt, das keinen Gedanken und Wunsch hegt, hegen will und kann, als den an den anderen, ihm zu leben und zu sterben, zu sein und zu bleiben — das darin seine höchste Freude findet und trotzdem sich selbst treu zu bleiben vermag. — Zu solcher Freundschaft mit mir war einstmal auch ein zarter Junge bereit und entschlossen gewesen. Aber ich mußte ihn sich selbst voll erhalten. Der Erzieher muß selbstlos genug sein, nur an Wohl und Entwicklung des andern Teils zu Kraft und Selbständigkeit zu denken. Dann hatten andersartige Weltanschauung oder Eifersucht des Vaters uns auseinandergerissen. Viel ergreifender Schmerz war in rührenden Briefen verklungen. Endlich hatten jene über den Garten gesiegt, die ihn zum „Wirklichkeitsmenschen“ machen wollten. Er blieb verschollen.

So hatten die Heime jetzt statt einem zwei Führer, von denen der eine den andern doch wohl in vielem glücklich ergänzte.

Wir beide — Jutta und ich — haben dann in den letzten fünf Jahren unsere Heime zusammen weiter ausgebaut. Was ich oben über Bauten und Verschönerungen erzählt habe, war also unser beider Werk. Unser beider Werk ist auch die Begründung des Land-Waisenheims auf der Grovesmühle, von

dem weiterhin die Rede sein wird und die Durchführung der Zusammenerziehung von Jungen und Mädchen in den Heimen.

Einstmals 14 Jahre zuvor hatte man mir gesagt, mein Werk sei nicht durchführbar, man werde mir keine Kinder zur Erziehung geben, weil ich nicht verheiratet sei. Nun, das hatte sich nicht bewahrheitet. Aber daß die Erziehung von Mädchen im Heim, nun gar ihre Zusammenerziehung mit den Jungen, die Gegenwart einer einsichtigen, hochherzigen Frau als Herrin des Hauses, die Tatsache einer vorbildlichen Ehe in ihm voraussetzte, das war allerdings immer meine Meinung gewesen. Eheskandale schienen mir wenig in Erziehungsheime hineinzugehören; Männer, die nicht einmal Einsicht und Kraft haben, eine harmonische, unlösbare Ehe einzugehen, haben, meine ich, nicht das Recht darauf, sich als Leiter der Jugend auszugeben.

Aus jenen und anderen Gründen hatte ich mich mit der Zusammenerziehung im Heim auch gar nicht beeilt, obwohl das Beispiel amerikanisch-englischer „Koedukation“ vielen die Köpfe verdrehte und man mir ihr Fehlen im Heim in den Kreisen der Gegner als elende Rückständigkeit anrechnete. Wäre es denn wirklich richtig gewesen, sofort alles zusammen zu erproben? Als ich 1898 begann, hatte ich soviel von der allgemeinen Gepflogenheit Abweichendes zu versuchen, daß ich froh sein mußte, zunächst nur einmal das unbedingt Notwendige und Richtige unter Dach und Fach zu bringen. Was es daneben noch etwa an Wünschens- und Erwägungswertem gab, mochte später folgen. Die Gefahren der Koedukation durften jedenfalls nicht unterschätzt werden. Amerikanischer Feminismus erschien mir keineswegs erstrebenswert. Die Heime für Jungen ebenso wie die von Mädchen mußten zunächst einmal, jedes an seinem Teil, notwendige Vorarbeit liefern. Das hatten sie mehr als ein Jahrzehnt hindurch getan. Ein Stamm von

fähigen Erziehern und Erzieherinnen war herangewachsen, eine Überlieferung entstanden. Jetzt konnte man zusehen, was bei dem Versuch der Zusammenerziehung herauskam. Aber die grundlegende Verschiedenheit zwischen den beiden Geschlechtern im Fühlen, Denken, Wollen und Können durfte man dabei nie außer acht lassen, sonst konnte beiden Teilen nur Schaden zugefügt werden. Vergessen durfte man auch nicht, daß große Unterschiede zwischen einem Alumnat und einer Tages-
schule vorhanden sind und daß viele Jungen und Mädchen, besonders Kinder großstädtischer Herkunft, sich für diesen gewagten Versuch gemeinsamer Alumnatserziehung nicht eignen. Wir beschränkten uns darum immer auf wenige Mädchen und nahmen hauptsächlich solche auf, die Brüder im Heim hatten.

Auch an allen meinen Fahrten durch die L. E. He nahm Tutta teil. Darum hatte ich versucht, ihr in jedem ein eigenes „Heim“ zu schaffen. In Bieberstein konnten wir sie damit im Winter 1912 völlig überraschen. Neben meinem großen Unterrichts- und Wohnraum hatten wir im Dachgeschoß zwei kleine Zimmerchen ausgebaut und eingerichtet, von deren Vorhandensein vor der Vollendung kein Unbeteiligter etwas ahnte. Die Jungen hatten die Wände ausgemauert, die Holzvertäfelung angeschlagen, die Frieße gemalt. Von dem Zeichenlehrer stammten die Wandbilder. So konnte eines Abends bei unserer Ankunft die Ahnungslose damit überrascht werden. So etwas machte mir immer besonders viel Spaß.

Die größte Probe ihrer Seelenkraft zeigte Tutta im Sommer 1914. Da erklärte sie sich damit einverstanden, daß ich mit den Brüdern, mit den ehemaligen und damaligen Jungen der Heime in den großen Kampf fürs heilige Vaterland zog, obwohl das doch nicht bloß das Leben, sondern auch das Lebenswerk, alles und jedes daransehen hieß.

